

Goethe's Werke gr. 8.

Prachtausgabe zu fl. 40.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:

Goethe's sämtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Erster bis zehnter Band.

Belinpap., br.; Preis jeden Bandes 1 fl. 20 fr. oder 24 Mgr.

Diese neue Ausgabe von Goethe's sämtlichen Werken in groß
Oktavformat wird mit 30 Bänden vollständig seyn und compleet fl. 40.
oder 24 Mthr. kosten.

Unserer früheren Ankündigung gemäß, werden je am 1. jeden
Monats zwei weitere Bände, die letzten vier aber am 1. November 1851
ausgegeben.

Jeder Band wird mit fl. 1. 20 fr. oder 24 Mgr. berechnet, einzelne
Bände können aber nicht abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schiller und Goethe

im

E n i e n k a m p f.

Von

Eduard Voas.

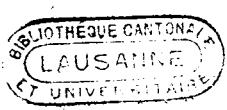
Erster Theil

AZ 581

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.



5,-5.

Buchdruckerei der J. G. Fetta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wendelin von Maltzahn

dem gründlichen Kenner und Forcher

widme ich dieses Buch.

In h a l t.

	Seite
Zur Einleitung	1
Eris unter den Horen	6
Entstehung der Xenien	18
Horizonten und Commentatoren	38
Xenien (1—414.)	51
Zu den Xenien gehörig (415—433.)	208
Motivtafeln (434—458.)	215
Ginzelne Motivtafeln (559—617.)	259
Xenien für weibliche Gäste (618—668.)	274

Der Angriff.

Bur Einleitung.

Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Ahnliches aufzuweisen hat. Zwei Poeten fühlen „eine Armee in ihrer Faust“, oder besser: in ihrem Haupte. Wider eine ganze Heerschaar schleudern sie die Küchenpräsente, und treiben, wie jener Feldherr sich rühmte, die Gegner mit dem Kochlöffel zu Paaren. Alt und Jung müssen weichen vor ihrer Titanenkraft; es sind drei Generationen der literarischen Welt — von Hamlet und Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel — welche eine stürmische Niederlage erleiden.

Man darf es nicht verhehlen, der erste Anlaß dieser Xenien war der Zorn verlegten Selbstgefühls, aber auch im Zorn bewährten Schiller und Goethe ihre reiche, ihre göttliche Natur. Wenn Jupiter grossen die Locken schüttelt, dann zucken wohl Blitze aus den Wolken, doch zugleich strömt frischer, fruchtbringender Regen herab. Das zähe Alter saß auf dem Thron der Poësie und als Kronwacht stand die Unfähigkeit mit kritischer Lanze daneben; sie sah ihren Untergang vor Augen, wenn das Scepter an die Gewaltigen in Jena und Weimar gelangte. Kann es diesen wohl zum Vorwurf gereichen, daß sie ihres herrlichen Wollens und Vollbringens sich klar bewußt waren? Daß sie, um Raum zu gewinnen für ihre wunderbare Schöpfungen, den verdorbenen Geschmack brandmarkten und die Stümper bei Seite schoben?

Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. I. 1 1

Sie schrieben die Xenien als ein drohendes Mene, mene tekel upharsin! für alle Philister, Schwärmer und Heuchler. Da wurde Peter gerufen über sie und ihre Feinde wappneten sich zur letzten, verzweiflungsvollen Schlacht. Ein vulkanisches Regen und Bewegen durchzuckte die Grenzmarken der Literatur; die Xenienkämpfer hatten Berg und Thal mit glühender Lava überflutet, das Unkraut zu zerstören. Wurden dabei nun einzelne Saathalme versengt, so war es nicht ihre Schuld, denn wer mag dem Krater, dessen Flammenzorn einmal erregt ist, gebieten: bis hierher und nicht weiter! Die schwerbebrängten und verwundeten Gäste wollten sich auf gleiche Weise zur Wehr segen; sie riefen Minerva Xenia um Hülfe an, aber sie vergaßen, daß diese Göttin eben eine Minerva sey. Wo innen kein Feuer ist, kommt auch keins heraus, und alle Anti-Xenien sind nur Wasser- oder Schlammvulkane geworden.

Es schmolzte und grollte, es eiferte und geiferte damals in Deutschland ganz entseztlich wider die beiden Helden. Um giftigsten zeigten sich jene literarischen Eintagsfliegen, deren Bedeutungslosigkeit viel zu groß war, als daß man ihnen ein Gastgeschenk hätte zuwenden sollen. Sie machten eine sehr fromme und klagende Miene, aber im Herzen freuten sie sich, gegen Goethe und Schiller in anscheinend sittlicher Entrüstung losziehen zu können; sie kamen sich hierbei fast so wichtig vor, wie Budelhündchen, die von Mond anbellten. Treffend sagt ein neuerer Kritiker:¹ „Wir heutzutage denken von den Xenien freilich anders und beurtheilen sie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literaturgeschichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als xenische Medivivi unter uns, ich glaube wir verführen, trotz unserer superioren Stellung und feinern Auffassung, nicht glimpflicher mit ihnen und würden uns schwerlich eines wütenden: Kreuziget sie! enthalten.“ Dieser Ausspruch möchte wohl auf alle Seiten passen, denn die menschlichen Leidenschaften bleiben sich gleich und gekränkter Eitelkeit ist ein grimmer Löwe, der keine Mäßigung kennt, den keine Bildung zügeln kann.

¹ Blätter für literarische Unterhaltung. 1846. Nr. 320.

Die nachfolgenden Blätter geben sich für nicht mehr, als was sie sind: für eine literaturgeschichtliche Studie. Wer es unternehmen wollte, den klassischen Krieg in einer Reihe lebendiger Schlachtenbilder darzustellen, der müste ein zweiter Bouwermann sehn. Die bequeme philosophisch - ästhetische Chabrone habe ich auch nicht anwenden mögen; mein Streben war einzig dahin gerichtet, die ganze Thatsache möglichst unmittelbar wiederzugeben und gern begnüge ich mich mit der beschlebten Rolle eines Berichterstatters. Uebrigens ist der Xenienkampf an sich wichtig und fesselnd genug, als daß man seine Schilderung durch äußeres Schmuckwerk zu heben brauchte. Auf mich hat derselbe stets einen sehr großen Reiz geübt, darum suchte ich den fernsten Verzweigungen desselben nachzuforschen, und — das darf ich wohl sagen — diese Studie ist die Frucht unermüdlichen Elfers. Zwar wurden die Xenien früher schon mehrfach commentirt, doch ich sah bald, es sei nicht alles so, wie es gedruckt stand, und weil ich falsche Erklärungen für schlimmer als gar keine hielt, so ging ich überall auf die Duellen zurück, um sie kritisch zu prüfen. Außerdem hatte man die Gegenwehr von Schiller's und Goethe's Feinden bisher unbeachtet gelassen; viele der kleinen Flugschriften mit ihrem bald elegischen, bald boshaften, bald versöhnlichen Inhalt schienen verloren im weiten Meere unserer Literatur; nur einzelne Exemplare sind an Korallenklippen haften geblieben und es ist mühsam, sie dort zu finden. Dennoch gehören auch sie zu dem Ganzen, auch ihrer muß gedacht werden, wo es sich um ein volles Bild jener xenialischen Zeit handelt.

Ober wollte man mit Absicht einseitige Berichte geben, wollte man die beiden Dichter in das majestätische Gewand der Unverleglichkeit einhüllen? Man würde ihnen damit einen übeln Dienst erwiesen haben, denn es läßt uns kalt, wenn beim Homer die griechischen Götter noch so gewaltig kämpfen; ihre Unverleglichkeit entfremdet sie uns. Achill's herrliche Tapferkeit hingegen reißt uns begeisternd mit sich fort und wir fühlen uns ihm nahe, weil er, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, verwundbar ist wie wir. Trotzdem wäre es möglich, daß man mir den Vorwurf

machen könnte, meine Schrift verriethe einen Mangel an Pietät. Aber das Gebiet der Pietät hat eine sehr feine Grenzlinie und man travestirt jene, sobald man diese überschreitet. Soll der Literaturhistoriker etwa die Discretion so weit treiben, wie der Wiener Hofkriegsrath im siebenjährigen Kriege? Seine Bulletins zählten immer nur die Verluste des Feindes auf, und suchten die eigenen überall zu verstecken. Friedrich der Große schrieb deshalb nach einer bedeutenden Schlacht: „Die Pestreicher haben wieder das bekannte Packpferd verloren.“

Nein, für ein solches Benäntelungssystem stehen Goethe und Schiller viel zu hoch. Es kommen in den Anti-Xenien freilich ganz arge Invectiven vor, allein es war eben Krieg, und wo man Holz haut, fallen Späne, sagt ein altes Sprichwort. Die Verbündeten machten wahrlich keinen Anspruch auf eine so kindische Schonung, da sie selbst keine Schonung geübt haben und während sie die Revolution in der politischen Welt verurtheilten, proklamirten sie dieselbe in der Literatur, denn sicher gehörte schon ein Besatz von terroristischer Rühmheit dazu, die gefalbten Häupter eines Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim mit wildem Xenienspott anzurühren. Und diese lebten noch, als Schiller's und Goethe's Pfeile sie erreichten, aber von denen, die im Xenienkampf eine irgend bedenkliche Rolle spielten, wandelt keiner mehr auf Erden.¹ Um so nothwendiger ist es, die Geschichte des Kampfes jetzt zu schreiben, denn unsere Generation kam noch in Berührung mit den Zeitgenossen, und konnte durch sie mündliche Aufklärung über manche Einzelheiten empfangen.

Es muß gezeigt werden, von wie vielen Seiten die beiden Freunde angefallen wurden, wie der ihnen hundertfach überlegene Feind kein Mittel scheute, sie vom Hochstz der Poetie herabzustürzen. Reid, Born, Gehäffigkeit und Nachlust mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Goethe's und Schiller's Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und

¹ Die Epigramme auf Alexander von Humboldt (X. 161) und Schelling (X. 181 f.) sind völlig stachellos.

hehr sie aus dem Streit hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb — dann wachsen ihre Gestalten immer unendlicher empor, dann empfinden wir die Höhe ihres Geistes, die ewige Frische ihres Nachruhms um so deutlicher. Alle Gegenschriften besitzen keine verwundende Kraft mehr; der giftige Kirschchlorbeer hat sich in Lorbeer verwandelt, die scharfen Stechpalmen legten ihre Stacheln ab — Lorbeer und Palmen kränzen die Stirn unserer herrlichen Dichter, deren ganzes Vergehen darin bestand, daß sie es wagten, das Schlechte schlecht und das Dumme dummi zu nennen. Ebenso haben die vielgeschmähten Xenien nunmehr jede dunkle Chrysalis abgestreift, ihre leuchtende Psyche blieb ungetrübt zurück, denn nicht bloß die Götter sind todt, auch über den Gräbern der Helden und Pygmäen ist Moos gewachsen.

Eris unter den Horen.

Wie voller Glockenton klang die Ankündigung der Horen durch Deutschland. Schiller gab sich dem Unternehmen mit begeistertem Eifer hin, er versprach sich davon die höchsten Erfolge und in seiner Aufforderung an die Mitarbeiter heißt es: „Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermann's Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Anteil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben.“

Goethe und Herder, Dahlberg und Fichte, die beiden Humboldt, Engel, Garve, Gleim, Hufeland, A. W. Schlegel und viele andere Bedeutende hatten sich unter Schiller's Fahne enrollingen lassen. Es wurde ein besonderer Ausschuß gebildet, mit der Befugniß, über Aufnahme oder Zurückweisung der Beiträge zu entscheiden. Gotta zeigte sich höchst freigebig, und übernahm — da man wünschte, daß Schütz in der Allgem. Literaturzeitung alle drei Monate eine ausführliche Recension bringen möchte — sogar die Kosten derselben.¹ „Die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät seyn,“ berichtete Schiller an Goethe. „Wir

¹ Briefe an Schütz, II. 419 ff.

können also so weitläufig seyn, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß.“¹ Er war seiner Sache außerordentlich sicher; schon am 12. Juni 1794 hatte er zu Körner die kühnen Worte gesprochen: „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk werden und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vorberhand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen.“

In diesem Sinne ist auch das Avertissement verfaßt, wodurch er die Horen öffentlich ankündigte, und welches dann vor dem ersten Stück noch einmal wiederholt wurde. Siegesgewiß wie ein Feldherr, der sich auf eine Armee erprobter Krieger stützt, redete Schiller darin zu der Lesewelt und gleichzeitig (20. Oktober) schrieb er an Goethe: „Mein Début in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind.“ Es erscheint nothwendig, den Inhalt des Avertissemens hier mitzuteilen, denn in den folgenden Blättern wird mehrfach davon die Rede seyn.

„Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Krekel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verschucht, wo neber in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verbreitlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto bringender wird das Bedürfniß durch ein allgemeines und höheres Interesse

¹ Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 80.

an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu sehen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“

„Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Verstreitung gewähren. Mitten in diesem politischen tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigefüll gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielerisch als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle näher oder entfernter dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinstinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauspiale der Erfahrung nach neuen Bewerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die

Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.“

„Man wird sich, so weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.“

„Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Hörnern Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Griechen die wohlerhaltende Ordnung, aus der alles Gute flieht und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufes ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.“

„Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Eupern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten, und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten, eine reizende Dichtung, durch welche angebietet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und moralischer Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmut und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.“

Auf diese Ankündigung, woran Körner sehr bezeichnend

ihren „Kunstwerth“ rühmte, erschien ein starkes Verzeichniß namhafter Autoren, die sich bei der Monatschrift berheiligt hatten, doch war das nur die Außenseite der Bühne; hinter den Coulissen sah es schon anders aus. „Bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, sind unserer guten Mitarbeiter wenig und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen.“ So schrieb Schiller bereits am 29. December 1794 an Körner, dem er seine bedrängte Lage schilderte: „Goethe will seine Elegien nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten; Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve frank, Engel faul; die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr, hilf mir, oder ich sinke!“

Das Wichtigste und Folgenreichste, was durch Herausgabe der Horen erzielt wurde, war unstreitig die innige Vereinigung Schiller's mit Goethe. Streng getrennt, wie Nord- und Südpol hatten sie bisher gelebt, doch kaum kamen sie in Berührung, so äußerte sich auch das geheimnisvolle Wesen einer unwiderstehlichen Anziehungskraft. Schiller that den ersten Schritt; Goethe schrieb ihm freundliche, sogar herzliche Briefe zurück, besuchte ihn bald darauf und sagte dann: er habe lange nicht solchen geistigen Genuss gehabt, als bei Schiller in Jena.¹ Es möchte überflüssig seyn, das Verhältniß dieser Männer zu einander hier umfassend darzustellen; einige Worte von ihnen selbst werden es zur Genüge beleuchten. Gleich nach ihrer Annäherung berichtete Schiller: „Jeder von uns konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen.“² Goethe aber sprach, als sein treuer Genosß schon längst im Grabe schlief: „Es bedurfte für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft, denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden.“³

Diese unverhoffte Einigung Goethe's und Schiller's war den böswilligen, verneinenden Kritik ein Dorn im Auge. Schon die

¹ Schiller's Briefwechsel mit Körner, III. 194.

² A. a. Orten III. 191.

³ Germann's Gespräche, I. 343.

Unkündigung der Horen hatte die Masse der Journalisten in Schrecken gesetzt, denn jene vom Glück so sehr begünstigten Rivalinnen drohten ihren eigenen mittelmäßigen Zeitschriften den Untergang. Dazu kam die rege Theilnahme des Publikums; Gotta war außerordentlich zufrieden, er versprach sich nach den vielen Bestellungen einen bedeutenden Absatz und Schiller hielt das im Munde eines Verlegers für eine sehr glaubwürdige Versicherung. Rasch breiteten sich die Horen über Deutschland aus, in kleinen Städten wurden oft zwölf Exemplare gehalten und schon zählten sie mehr Abonnenten, als irgend ein anderes Journal. Mißgunst und Eifersucht erfüllte die Kunftgenossen; mit unerhörter Einmuthigkeit schaarten sie sich zusammen, um die verhafteten Horen anzugreifen und wo möglich zu vertilgen. Das Bündniß der beiden Dichter mußte ihnen besonders empfindlich seyn, und deren Beiträge waren es also vor allen übrigen, gegen welche sie ihre Geschosse wendeten. Goethe's Elegien wurden als lasciv und unbedeutend verschrien, seine Unterhaltungen der Ausgewanderten nannte man werthlosen Ballast. Nach Gotta's Mittheilung meldete Schiller dem Freunde am 15. Mai 1795: viele Leser seyen an den Unterhaltungen irre geworden, weil sie nicht absehen könnten, was daraus werden solle. Dann fügte er prophetisch hinzu: „Sie sehen, unsre deutschen Gäste verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.“ Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung waren den Splitterrichtern nur unverdaute Kantische Metaphern, in schwülstigem Ausdruck wiederholt; dessen Belagerung von Antwerpen wurde Woltmann zugeschrieben und seine trefflichen poetischen Gaben übersah man mit Absicht. Während aber die Kritik auf der einen Seite so unendlich strenge war, rührte sie mit vollen Backen die Beiträge von Voß, Fichte und Woltmann, besonders hatte Engel's „Lorenz Stark“ sich einer wahren Vorbeeraße zu erfreuen.

Wir wissen, daß bereits zu Anfang Vorkehrungen für umfassende Recensionen getroffen waren, und wirklich brachte die Allgem. Literaturzeitung vierteljährlich eine Kritik der neuesten Horenstücke.

Leider hatte sich diese Einrichtung in eine auf Gegenseitigkeit begründete Lobvertheuerungsanstalt umgewandelt und daß kein Mysterium bleiben konnte, so gab es den Gegnern Stoff, ihrer Galle Lust zu machen. Selbst Unbesangene nahmen ein Vergerniß an den bezahlten Posaunenköpfen; überall ließen sich übelwollende, feindlich gesinnte Urtheile hören und den Lesern wie dem Herausgeber wurde die Sache dadurch verleidet. Wilhelm v. Humboldt schrieb unter'm 17. Juli an Schiller: „Hennings hat schon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recensenten desto ärger umgehen soll.“ Ueberhaupt sammelte Humboldt die Berliner Urtheile sehr sorgsam und er berichtete auch: der Buchhändler Unger habe gesagt, die Horen müßten mit diesem Jahre aufhören, weil — die Schuld liege an wem sie wolle — alle Welt damit unzufrieden sey.

Schiller antwortete am 21. August: „Ihr letzter Brief mit den Horen Nachrichten hat mich sehr belustigt; daß ist indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln und sollten sie fort dauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten.“

Im September erschienen den Horen ein paar einzelne Sterne (vergl. die Anmerkungen zu S. 255 und 256) und Goethe meinte: es wäre zu überlegen, ob man nicht vor Ende des Jahres sich über Einiges erklären solle, um unter Autoren und Recensenten Furcht und Hoffnung zu verbreiten.¹ Das war der erste Keim zu dem Xenienplan. Inzwischen wuchs die feindliche Schaar fortlaufend; in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ spuckte Manso's Geist und der Professor Jakob zu Halle ließ seine „Annalen der Philosophie“ mit einer unverschämten Kritik wider

¹ Brief an Schiller, vom 16. September 1795.

die Horen anrücken. Herder hatte in's neunte Stück den Aussatz „Homer, ein Günstling der Zeit“ geliefert und das Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung vom 24. Oktober brachte dagegen einen heftigen Ausfall von Friedrich August Wolf, worin Herder der überlegten Plünderung angeklagt wurde. Auch dies mußte für Schiller sehr unangenehm seyn; er beabsichtigte als Redakteur eine kurze Erwiederung zu schreiben, welche indes nur das Neufärs des Angriffs und seine Beziehung zu den Horen betreffen sollte.¹

Goethe behielt das angeregte Strafgericht fortwährend im Auge und in seinem Brief an Schiller vom 28. Oktober heißt es: „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besonders gesagt ist und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte? Das Hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“

Hierauf suchte Schiller dem Freunde das kampfgerüstete Heer, das sie bedrängte, in voller Schlachtordnung vorzuführen:² „Wir leben recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr I[akob] in H[alle] commandirt und die Herr M[anus] in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausdrücken lassen, und außer W[olf's] schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten³ Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, daß Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese

¹ Briefwechsel mit Humboldt, S. 263.

² Dünzer hat nachgewiesen, daß Schiller's Brief (I. 235 ff.) am 1. November geschrieben ist.

³ Gilsten.

Platituden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insiginen Geringsschätzung behandeln."

Noch erregter klingt es in dem Briefe, den Schiller Tages darauf (2. Novbr.) an Körner schrieb: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, nur ein Wort zu repliciren: — in den Haleschen Annalen, in Dyl's Bibliothek und nun auch von Nicolai im zehnten Bande seiner Reisen. Dem legten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht!“ Körner gab sich alle Mühe, den Freund zu besänftigen und leidenschaftlichen Entschlüssen desselben vorzubeugen. Seine Antwort vom 6. November lautet: „Dass die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt seyn würden, war zu erwarten.. Die Recension in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widerige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, däucht mich, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Label kann indessen etwas enthalten seyn, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand aufrügst, Dir alle öffentliche Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren; ohne selbst mit einer solchen Lecture Deine Zeit zu verderben.“

Schiller sendete den Brief an Humboldt und dieser erklärte, er theile vollkommen Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde; selbst außer den Horen sah er, wenigstens einzweilen, keine Veranlassung hierzu. Gleichzeitig schreibt er (20. Novbr.): „Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin

erscheinenden Blatte: die Camera obscura, bei.“ Der bezeichnete Artikel steht im 20. Stück des längst vergessenen Winkelblattes: „Die Camera obscura von Berlin“ vom 14. November, S. 315 ff. Derselbe ist ganz geeignet, um darzuthun, wie tief man Schiller's Lieblingsunternehmen herabzerrte, weshalb das närrische Machwerk hier nicht fehlen darf.

Die Horen.

Eine Anekdote.

Ein hiesiger Bürger aus Mecklenburg gebürtig, fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In seiner Landesmundart bezeichnete der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche, und er ließ sich verleiten, in folgende Jeremiade auszubrechen: „Gott bewahre uns für de Horen, en Schornahl. Nix as Schornahlen, roth, groen, blau, und grau, ok für de Horen ens. Gründ, dat kann nich so blieben.“

Ein Freund bedeutete ihn, daß sein sehr geschätzter Landsmann, der Professor E. . . .¹ Mitarbeiter an dieser Zeitschrift sei und hoffte ihn so von der Schuldlosigkeit der Horen am schnellsten zu überführen. Er ließ sich aber nicht belegen, sondern erwiederte: „Dat kommt davon, dat her by dem Theater west is!“

Der Freund bat ihn das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Versicherung zurück: er lasse sich nicht dummkachen; er habe es gelesen und verstehe sehr wenig davon, aber was er verstehe, wäre (sein eigener Ausdruck) „Horenktam.“

Zum Unglück stand in dem Stücke gerade der Aufsatz: „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die

¹ Johann Jakob Engel, geboren 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wurde der Lehrer des Kronprinzen von Preußen, und dessen Vater, Friedrich Wilhelm II., ernannte ihn zum Oberdirektor des Berliner Theaters, welche Stelle er aber schon 1794 niedergelegt hatte. Zu Schiller's Horen lieferte er den Roman „Dorenz Stark.“

organische Natur,"¹ auf welchen sich der plattdeutsche Krogkopf immer berief.

N†G†K.

Ogleich sowohl Körner als Humboldt davon abgemahnt hatten, konnte sich Schiller dennoch nicht enthalten, die bößartigen Gallwespen durch einen satyrischen Seitenhieb zu strafen. Im zwölften Stück der Horen erschien sein Aufsatz: „Die sentimentalischen Dichter,” und er machte dazu die Anmerkung: „Moliere, als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kochums mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch, was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt und die Molierische Magd raisonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken [Manso], philosophischen [Jakob] und literarischen Annalen [Neue allgem. deutsche. Bibl.] und Reisebeschreibungen [Nicolai] über Poësie, Kunst und dergleichen, nur wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Literatur geziemt.“

Humboldt lobte zwar die Abhandlung, doch äußerte er am 14. December: „Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das Einzige, was ich wegwünscht hätte. So gerecht diese Büchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten. — Wen meinen Sie mit den Reisebeschreibungen?“

Zum Beginn des neuen Jahres sollte die Allgem. Literatur-Zeitung noch eine imposante Recension des Journals bringen;

¹ Dieser Aufsatz findet sich im zweiten Stücke der Horen, und ist von Humboldt selbst.

dieselbe wurde unter mehrere Mitarbeiter vertheilt, weil es für einen Einzelnen zu viel gewesen wäre, und Schiller übernahm die Kritik des Aufsatzes „Sobieski“ von Archenholz. „Diese Recension wird also eine rechte Harlekinsjacke!“ schrieb er den 29. December an Goethe. In Nr. 4—6 in der Allgem. Literatur-Zeitung von 1796 erschien das vertheilte kritische Licht. Für's Erste wurden die poetischen Beiträge besprochen und am Schlusse hieß es: „Die zweite Abtheilung dieser Recension folgt nächstens.“ Aber es zeigte sich bald, daß solches Lob mehr Schaden als Nutzen stiftete, darum ließ man die Sache ferner auf sich beruhen und die „Harlekinsjacke“ wurde nicht fertig gemacht.

Schiller war niedergebeugt. Mit dem Bewußtsein edler und reiner Vorsätze sah er sein ideales Gebäu in Trümmer fallen, ehe es noch vollendet werden konnte. Er verlor das Vertrauen und glaubte, man habe ihm absichtlich Unrecht gethan. Allein er trug selbst einen Theil der Schuld, denn er hatte dem Publikum zu viel versprochen und zu viel von ihm gefordert. Statt nun die ganze Angelegenheit ruhigen Sinnes zu betrachten, gab Schiller sich seiner leidenschaftlichen Natur hin. Leicht hätte diese finstere Verstimmung zerstörende Wurzeln schlagen können, doch zum guten Glück stand Goethe neben ihm und wußte dem Grossen einen Absluß zu schaffen, wodurch derselbe frische Thatkraft wurde. Goethe war nämlich der Meinung, ein rechter Dichter müsse auch den Ärger produktiv zu machen verstehen; er befogte diese goldne Regel sein Leben lang und hat sie später in den zahmen Xenien verkündet:

„Kein Stündchen schleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruf ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren;
Alles verdient Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß.“

Entstehung der Xenien.

(December 1795.)

Gegen Weihnachten 1795 kam Goetheen der Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial.¹ Er schlug vor, diese Idee zu kultiviren, um schon in Schiller's Musenalmanach für das nächste Jahr eine solche Sammlung bringen zu können. Bald folgten ein Dutzend Probe-distichen, von denen mehrere die Namen mythischer Götter und Göttinnen zur Überschrift trugen und Goethe fügte hinzu: durch hundert derartige Gastgeschenke werde man sich sowohl dem Publikum als den Collegen auf's angenehmste empfehlen.

Schiller fand den Gedanken prächtig; er verarbeitete ihn mit dem gewohnten Schwung seiner Seele, bis verselbe immer größer und größer wuchs. „Ich denke aber,” so lautete seine erste Mittheilung, „wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profane angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschwörner Feind, die Leipziger Geschmackshherberge, Thümmel, Göschchen als sein Stallmeister u. dgl. dar!“

¹ Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 278. Dies Werk ist natürlich die Hauptquelle für das ganze Kapitel, doch würde es lästig seyn, überall darauf zurückzuweisen.

Goethe war erfreut, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Weißfall gefunden hatten, auch theilte er ganz die Ansicht, daß sie weiter um sich greifen müssten. Mit Bezug auf die von Schiller vorgeschlagenen Stoffe, meinte er: „Charis“ und „Johann“ würden sich trefflich neben einander ausnehmen. „Wir müssen,“ fügte er hinzu, „diese Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein schreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Ueber uns selbst dürfen wir nur das, was die albernen Bursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie.“¹ Von den beiden Xenientiteln, die Goethe angibt, geht der eine auf Stamdahr's Charis (X. 119) und der andere, wie Dünzer mit Recht vermuthet, auf den „Stallmeister“ Göschchen. Daß aber diese Epigramme schon vollendet waren, folgt aus dem Schreiben nicht, vielmehr scheint dasselbe nur den Plan Schiller's zu berühren. Der letztere sah dem Besuch des Freundes verlangend entgegen, und bei ihrem Zusammenseyn sollte der Wahlspruch heißen: *nulla dies sine epigrammate!*

(Januar 1796.)

Am 3. Januar traf Goethe in Jena ein, und nun wurde mit Ausführung der Xenien eifrig vorgeschritten. Schon Tages darauf waren über zwanzig Distichen fertig,² und jedes geißelte eine deutsche Schrift. Man wollte ein paar Hunderte machen und dann etwa hundert für den Almanach auswählen. Das Amt des Sortirens dachte Schiller seinen Freunden Körner und W. v. Humboldt anzuvertrauen, und er zweifelte, ob es noch ein anderes Mittel gäbe, durch einen einzigen Bogen Papier — denn mehr Raum würden die Xenien nicht füllen — so viele Menschen auf einmal in Bewegung zu setzen. Die vierzehn Tage, welche Goethe in Jena verweilte, hatten den mutwilligen Vorsatz zur Vollreife gebracht, und er nahm bereits sechs und sechzig fertige

¹ Niemer, Briefe von und an Goethe, S. 135.

² Briefwechsel mit Humboldt, S. 394.

Xenien mit, aus denen, wie Schiller erwartete, vor seiner Ankunft in Weimar wohl achtzig werben sollten.¹

Gleich nach Goethe's Abreise schrieb Schiller (18. Januar) an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei seyn wird, die noch kein Beispiel hat.“ Diese mysteriöse Andeutung spannte Körner's Erwartung sehr hoch, denn er glaubte fest, es sei hier von einer exzellenen Dichtung die Rede. Ganz besondere Freude machte es ihm, daß die beiden sich so gut zusammen verstanden, und er sah aus ihrer genialen Heirath noch manche treffliche Frucht hervorgehen. Schiller war nun geneigt, ihr Vorhaben umständlicher zu entwickeln. „Das Kind“, meldete er, „welches Goethe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erforderlich wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde, gotilose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ Zum Schlusse wurde Körner ermahnt, die Ungelegenheit vor der Hand mit tiefem Stillschweigen zu behandeln.

Als Goethe in Weimar angekommen war, fand sich auch der Darmstädter Hof dort ein; Geselligkeiten, Gebouten, Concerte, Theaterproben nahmen den Dichter lebhaft in Anspruch. Die nächsten vierzehn Tage sah er schon wie verschwunden an, und fürchtete, der Freund möchte ihm mit den Xenien so vorauslaufen,

¹ Dünzer hat überzeugend dargethan, daß Schiller's Bittel (Briefwechsel Nr. 147) sich auf Goethe's Abreise bezieht, und folglich an einer falschen Stelle eingeschoben ist.

dass er ihn nicht würde einholen können. Schiller sendete zwar neue Stachelverse, bemerkte indes dabei: es gehe doch nicht so rasch mit diesen kleinen Späßen, als man glauben sollte, weil man nicht, wie bei grösseren Arbeiten, eine Suite von Gedanken und Gefühlen benützen könne; sie wollten sich ihr ursprüngliches Recht als gute Einfälle nicht nehmen lassen. — Da Schiller sich zu umfangreichen Dichtungen entschloß, so mußte er die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen, versprach aber, es sollte dennoch kein Posttag leer bleiben, und seine Xenien athmeten einen herrlichen Humor. Goethe, der die Sammlung der Distichen übernommen hatte, war der Meinung: um die vorgesehnte Zahl zu füllen, würden sie noch einige ihrer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, „denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über.“ Dies schien ihm zugleich eine passende Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wobei gewiß mancher Feuer fing, der außerdem alles theilnahmlos hätte an sich vorbeistreichen lassen.

Mit diesen Worten begleitete Goethe jene Distichen in der Newton'schen Streitsache; Schiller war durch den reichen Vorrath angenehm überrascht und er bezeichnete diejenigen, welche ihm und seiner Gattin am besten gefallen hatten.¹ Sowar glaubte er, die Xenien auf Newton würden durch den Stoff ihren Verfasser kennlich machen, aber bei einer gelehrten Polemik, die niemand Lebenden beträfe, habe das nichts zu sagen. — Die Epigrammenschöpfung floß munter fort; selten wanderte die Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin, ohne ein frisches Bäckchen mitzubringen. Dies war bald zur Observanz geworden; man sorgte dafür, daß dieselbe nicht verlegt wurde, und ein reger Wetteifer steigerte die Produktion.

Inzwischen fand sich ein neues schuldbeladenes Haupt, das durch die Blize der Xenien niedergeschmettert werden sollte. Es

¹ Auch hier fand bei der Anordnung des Briefwechsels ein Irrthum statt, denn das Schreiben Schiller's, Nr. 142, ist ersichtlich die Antwort auf Nr. 146.

war der Kapellmeister Reichardt, welcher mit Goethe freundschaftlich verbündet, 1789 in dessen Hause wohnte, um Claudine von Villabella zu componiren. Schiller schrieb damals: „Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt und ich habe seine Bekanntheit ausstechen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut sehn.“ Im Mai 1795 hatte Reichardt sich durch Hufeland als Mitarbeiter der Horen anbieten lassen und Goethe meinte: er wäre nicht abzuweisen, aber man werde seine Zudringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Jetzt trat derselbe plötzlich auf das Bitterste und Feindlichste hervor. Gleich im ersten Stücke des Journals „Deutschland“ gab er eine „Notiz von deutschen Journalen“, welche sich ausschließlich mit den Horen beschäftigte. — Die Ankündigung dieser Zeitschrift wurde in ihren Grundzügen mitgetheilt und daran knüpfte sich eine Besprechung der einzelnen Auffäße. Namentlich waren Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ vom politischen Standpunkt mit empfindlicher Schärfe recensirt, und es hieß darüber (a. a. D. S. 59 ff.):

„Der Autor spricht für den Adel und Adelsstolz, er und seine eingeführten Personen heurtheilen die französische Nation, den jüngsten Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Clubs, die Verfassung, welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige, wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen u. c. — Ist das ehrlich? Heißt das „über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jüngsten Weltlauf, auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden?“¹ Heißt das nicht vielmehr die wichtigsten Gegenstände mit diktatorischem Uebermuthe aburtheilen und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerte Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Auffäses sehn mag, so unver-

¹ Die hervorgehobenen Worte sind aus Schiller's Ankündigung der Horen entnommen.

zeichlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan entgegenlaufendes von irgend einem Autor anzunehmen. Um uns bei diesen Unterhaltungen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Lesewelt vorausseigt, wenn er weiterhin glaubt, sie durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und großen Interesse der Menschheit¹ abziehen zu können; durch plumpe italienische Keuschheitsmethoden die „durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther in Ruhe zu bringen,“ und durch die humoristische Stellung eines wunderwirkenden Gebets, zu dem sich in einem darauf folgenden Gedicht² der Heiland geflissentlich gesellt, „die unterjochten Gemüther in Freiheit zu segnen.“

Solche Angriffe reizten und erbitterten Schiller immer mehr. Während er, gegen Ausgang Januar, an Goethe wieder „einige Pfähle in's Fleisch ihrer Collegen sendete,“ schrieb er ihm zugleich: „Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beeindrücken. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Jurnal „Deutschland,“ welches Unger editirt, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhöhnten Ingrimm geschrieben.“ Goethe antwortete am 30. Januar: er erfahre erst jetzt, daß die Zeitschriften „Deutschland“ und „Frankreich“³ Einen Verfasser haben. Unverzüglich war er bereit, den Herausgeber derselben mit Karneval-Gypsdrageen auf seinen Büffelrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Verückenmacher halten solle, und schon hatte er ihm ein Dutzend Disticha gewidmet. „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange,“ segte er hinzu, „und haben ihm bloß seine allgemeinen

¹ Das erste Stück der Horen enthält Fichte's Auffass: „Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.“

² Siehe das Gedicht: „der Dorfkirchhof,“ im siebenten Stück der Horen, S. 79 ff.

³ Die Zeitschrift: „Frankreich, herausgegeben von Reichardt“ erschien in Altona, 1795—1797.

Unarten nachgeschenken, weil er seinen besondern Tribut regelmäerte er: „Reichardt sey gut recommandirt, allein man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig sey, und er verdiene bis in seine letzte Festung verfolgt zu werden, da er ihnen beiden auf ihrem legitimen Boden den Krieg mache.“

Zu dieser Zeit hatte Schiller allerlei frische Ideen für die Xenien gewonnen; er wollte dem poetischen Interesse genügen, das innerhalb der gewählten Form eine gewisse Mannigfaltigkeit zu fordern schien. Eine prächtige Quelle von Parodien entdeckte er in dem Gericht, welches Homer über die Freier ergehen lässt, und kaum gedacht, war der Gedanke auch ausgeführt. Ebenso bot die Nekromantie sich dar, um verstorbene oder lebende Autoren zu plagen; Goethe sollte für diesen Zweck eine Introduction Newton's in der Unterwelt vermitteln, denn Schiller ging von dem Grundsatz aus, sie müssten auch hier Arbeiten in einander verschranken. Um Schlüsse beabsichtigte Schiller noch eine Komödie in Epigrammen folgen zu lassen; sein reicher Geist duldet keine Eins \ddot{o} rmingkeit, sondern strebte die Monobistichen aufs Höchste zu beleben. Wenige täglich wuchs das wandsnde Manuscript, und Ende Januar waren bereits mehr als zweihundert Xenien vollendet..

(Februar.)

Unterm 1. Februar ertheilte Schiller, wie an Körner, so auch an W. v. Humboldt ausführliche Nachricht über die Fortschritte der Xeniendichtung: „Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werben uns darin abschliesslich so in einander verschranken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und abscheiden soll. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschönende Satyre, in welcher

jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Charakter davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee noch nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Anteil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch wegen der Freiheit der Sa-tyre zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken."

Gleichzeitig gab Schiller dem künstlerischen Freunde die Sicherung, für eine große Korrektheit der Prosodie ihrer Distichen Sorge tragen zu wollen. Uebrigens geschah diese Eröffnung so geheimnißvoll, daß Humboldt ausdrücklich ersucht wurde, einstweilen noch niemand, selbst Goethe nicht, etwas davon wissen zu lassen. — Körner, der das Vorhalten sehr anmutig fand, wollte eine Wette eingehen, bei den meisten Xenien den Urheber zu errathen und hat deshalb, ihm dieselben ganz im Vertrauen, ohne nähere Bezeichnung, mitzutheilen. Schiller verweigerte jedoch das Ansuchen, weil er nicht aus der Schule schwächen dürfe und weil sich auch nichts zur Ausstellung qualifiziere. Man sieht, das Geheimniß wurde streng gehütet, damit der Blitz desto unerwarteter und schrecklicher auf die Sünder herabfahren sollte.

Jetzt ward die erste Abschrift der Xenien fertig und sie nahmen sich zusammen schon ganz lustig aus, nur hielt es Goethe für nothwendig, daß wieder einmal eine poetische Ader durch die Sammlung ströme. Schiller freute sich unter Goethe's neuer Beisteuer auch mehrere politische Epigramme zu finden, „denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confisckt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen

sollten.“ Solche Neuherung muß auffallend erscheinen, weil die politische Richtung der Xenien derartig war, daß sie eher vor Confiskation schützen, als dieselbe herbeiführen konnte. Sonst ging die Produktion lebhaft von statten und Schiller wollte am 7. Februar einige Dutzend Disticha befügen, welche „in Einem Skaptus“ entstanden waren. Unmittelbar darauf verdarben ihm aber Krämpfe und schlaflose Nächte alle poetische Stimmung, und er glaubte, Goethe würde ihn sehr überholen, doch dieser erwiederte: „Leider hat auch mich in diesen Tagen weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt; ich hoffe mehr als jemals auf eine Ortsveränderung, um zu mir selbst zu kommen.“

(15. Februar — 10. Juni.)

So stand das gemeinsame Werk Mitte Februars, und es tritt nun eine Pause von vier Monaten ein, während welcher uns die näheren Berichte mangeln. Goethe's Ankunft in Jena unterbrach nämlich den Briefwechsel; aber die Fortentwicklung der Xenien ging ihren ungestörten Gang. Die beiden Freunde schienen damals ihr Augenmerk besonders auf die Verwirrungen gerichtet zu haben, welche im Gebiete der Kunst durch falsche Propheten und lobhudende Kritiker hervorgerufen wurden. Eine Schrift des Freiherrn v. Mackiz über den Geschmack verschiedener Völker (§. X. 16, 27 und 28), die Bottiger sehr gepriesen hatte, gab Goethen Gelegenheit unter dem 18. März an Heinrich Meyer zu schreiben; es bleibe nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckenssystem gegen alle Pfuschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden könne; er habe mit Schillern über die Art und Weise, wie ihr Feldzug zu eröffnen und zu führen seyn möchte, eine umständliche Conferenz gehabt.¹ — Man sieht, daß Goethe selbst dem vertrauten Freunde keine Sylbe von ihrem Xeniengericht verriet, während Schiller sich nicht hatte enthalten können, an Humboldt und Körner davon Mittheilung zu machen.

¹ Niemer, Briefe von und an Goethe. S. 28 und 29.

Schiller verwendete seine ganze Muße auf die Epigramme, alle übrigen poetischen Arbeiten ruhten bei ihm, und außer etlichen hundert Distichen hatte er Monate lang nichts producirt.¹ Seine Gesundheit war sehr angegriffen; seit dem Herbst war er nicht aus der Haustür gekommen. Nun empfing er auch von den Angehörigen aus Schwaben traurige Nachricht. Ein epidemisches Fieber raffte seine jüngste Schwester hin, der Vater und die ältere Schwester wurden ebenfalls darniedergeworfen, Schiller's geliebte Mutter stand ganz allein. Seine Angst und Sorge war unbeschreiblich, und hätte er die Weise nur irgend aushalten können, er wäre selbst zu ihr hingezellt. Um diese Zeit fehlte ihm jede Stimmung für grözere Gedichte und es bildete sich deshalb der Entschluß, den Musenalmanach diesmal gar nicht erscheinen zu lassen. Dagegen wollten die Bundesgenossen ihre Epigramme, sobald das Laufend voll seyn würde, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben.²

Goethe bemühte sich redlich, den Freund aus der düster krankhaften Aspannung zu ermuntern, und gegen Ende März überredete er ihn, mit nach Weimar zu kommen. In seinem Hause machte er es ihm so bequem, daß Schiller nichts vermißte, und ließ, weil das Theater keine Logen hatte, eine eigene verdeckte Loge für ihn anlegen. Vier Wochen später kehrte Schiller, gestärkt und erfrischt, nach Jena zurück; auch Goethe kam wieder dorthin, und Körner stellte sich zum Besuche ein. Die drei begabten Männer genossen schöne Frühlingstage mit einander, wobei die Xenien nicht vergessen wurden, deren früherer Plan sich dadurch wesentlich erweitert hatte, daß man sich vornahm, nicht bloß satyrische, sondern auch wohlmeinende auszutheilen. Ein großartiges Zeitheld sollte eröffnet werden, die Gastgeschenke sollten auf Literatur und Politik, auf Philosophie, Kunst und Leben gerichtet seyn. Körner war nun vollständig in das Mysterium eingeweilt und Schiller schrieb ihm nach seiner Abreise: es gäbe wieder viel neue Xenien; fromme und gottlose. Goethe blieb noch

¹ Briefwechsel mit Körner, III. 326.

² A. a. D. 331.

bis zum Juni in Schiller's Nähe; der lebendige Austausch mit diesem fesselte und förderte ihn. Es lässt sich nicht verkennen, daß die gemeinsame Vollendung der Xenien viel dazu beitrug, das Band immer fester zu knüpfen, welches die Trefflichen umschlang. Während jeder sich ganz in die Dichtungsweise des Andern versetzte, um sich derselben desto täuschender anzuschmiegen, erweiterten sie beide ihr poetisches Gebiet.

(Unt.)

Nach Goethe's Rückkehr beginnt am 10. Juni die unterbrochene Korrespondenz wieder, und gleich im ersten Briefe geschieht der Xenien Erwähnung. Der Plan, ein besonders Epigrammenbüchlein herauszugeben, hatte sich mittlerweile beseitigt; die neckenden Gnomen sollten auf ihrem alten Platz im Almanach stehen. Noch war der freundliche Theil sehr in der Minorität, weshalb Goethe eine neue Xeniensendung mit den Worten begleitet: „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe.“ Schiller und seiner Frau machten die Aufkömmlinge aber viel Freude, denn so überwiegend der Haß daran Theil hatte, um desto lieblicher war das Contingent der Liebe ausgefallen und es mögen wohl einige von den Blumenepigrammen: „Vielen“ gewesen seyn, auf welche die Dichter in diesen Briefen Bezug nahmen. Da Goethe erklärte: beim Durchsehen der ganzen Sammlung solle ihn der Gedanke leiten, trotz aller Bitterkeit criminelle Insinuationen zu vermeiden, so stimmte Schiller vollständig mit dem Freunde überein, daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen werden dürfe. „Sind doch die Mäuse keine Scharfrichter!“ sagt er, und setzt dann rasch hinzu: „Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“

Bald darauf meldete Schiller, Voß werde in Jena erwartet; er komme von Giebichenstein und bringe wahrscheinlich Reichardt mit. Goethe legte für den letzteren gleich folgendes Gastgeschenk bei, welches jedoch im Almanach keinen Platz gefunden hat:

„Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch
Reinecke nicht, Du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.“

Die Anordnung des aufgesammelten Xenienvorraths war eine mühsame, erschöpfende Arbeit; es wurde noch manches Distichon nothwendig, um die verschiedenartigen Materien zu verknüpfen, wobei Schiller seine Hoffnung auf Goethe's guten Genius setzte. Er ließ sogar die Homerischen Parodien — das Gericht über die Freier — weg, weil sie sich nirgends anschließen wollten, und auch die Todtenerscheinungen konnte er anfangs nicht unterbringen. Hingegen wünschte er, Goethe möchte zu den lieblichen und gefälligen Xenien, von welcher Gattung auch ihm einige gelungen waren, noch einen Beitrag senden, damit diese Partie recht reich ausgestattet werde; sie sollte den Schluss des Ganzen bilden, „denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen.“ — Nach Ausmerzung der wegzulassenden betrug die Summe der Epigramme jetzt etwa 640, und da die Uebergänge wohl noch achtzig erforderten, so gab das eine Zahl von mindestens siebenhundert.

Es fehlte wenig, so wäre der Xenienstreit auch auf das politische Gebiet deutscher Reichstagsangelegenheiten übertragen worden, wo der alte Bopf noch hoch und mächtig wie ein Palmbaum stand. Goethe schrieb dem Freunde am 22. Juni: „Hier lege ich Ihnen ein Pasquill bei, das Sie in eine ganz eigene Welt führen wird und das, ob es schon sehr ungleich ist, doch einige Kapitalspäße enthält und gewisse Hasenfüße, Heuchler, Philister und Bedanten toll genug durchnimmt. Lassen Sie es niemand sehen und schicken es gleich wieder zurück.“

Das bezeichnete Spottbuch führte den Titel: „Germania im Jahre 1795. Seiner Excellenz dem herzoglich württembergischen Comittialgesandten, Herrn Christoph Albrecht Reichsfreiherrn v. Seckendorf ehrerbietigst gewidmet. Stuttgart 1796.“ Es wurde im Monat März durch „Schlippelius, bei der Rechte Licentiat zu Baunach in Franken“ mit folgenden Worten öffentlich angekündigt: „Dieses Buch ist das erste in seiner Art und enthält die allergeheimsten Aufschlüsse über die jetzige Politik der Kleinern

deutschen Höfe, und über den Gang des Friedensgeschäftes beim Reichstage. Beiläufig wird auch darin die Entstehung zweier neuern vorzüglichen Flugschriften erzählt, nämlich: das Rescript des Herzogs N. N. an seinen Comitalgesandten in Regensburg und des Congresses zu Bopfingen.¹ Der Preis ist für die, welche es in den ersten vier Wochen beim Verfasser kaufen, 1 Thlr. Nach Ablauf der vier Wochen und in den Buchläden wird es nicht unter dreißig Thaler zu haben sehn. Für zweihundert Carolinen ist das Recht des Nachdruckes zu haben."

Durch Colporteurs wurde die Germania in versiegelten Paketen auf geheimnißvolle Weise verbreitet; sie machte bedeutende Sensation, und in Regensburg setzte man einen Preis von zweitausend Gulden auf die Entdeckung des Verfassers. Ein preußisch-brandenburgischer Legationssecretär, Nameß Kaufmann, erklärte: weder die „Fragmente“ noch die „fernern Beiträge“, den Baseler Frieden betreffend, wären aus seiner Feder geflossen, auch habe er an der Ausarbeitung des Rescriptes, weshalb er vorzüglich angegriffen sey, nicht den mindesten Anteil. R. B. Beck² hatte die abenteuerliche Anzeige des Buches gläubig in den Reichsanzeiger aufgenommen, und war nicht wenig erschreckt, als der Hof- und Justizrath Schmidt zu Frankenorts an der Baunach — ein treuer Schildknappe des Ritterhauptmanns v. Seckendorf — ihn deshalb öffentlich zur Rede stellte.

Schiller antwortete auf Goethe's Mittheilung: „Sie haben wohl recht, daß die Broschüre mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Leben lang hätte ich in mir selbst so eine Grabensammlung nicht zusammen bringen können und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geschöpft hat. Es ist wirklich kein unerwürdiges Machwerk, so grob und plump es auch ist und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die politischen² Feindschaften doch auch einen humoristischen

¹ Die hier genannte Broschüre: „Der Congress zu Bopfingen“ erschien im Jan. 1796, und war angefüllt mit beißenden Bemerkungen über die deutschen Verhältnisse und über die Politik der gegen Frankreich verbündeten Mächte.

² Im Briefwechsel (II. 61.) steht irrtümlich poetischen.

Ausdruck zu nehmen anfangen. Es sollte wirklich Nachahmer finden.“

In Goethe's nächstem Briefe heißt es dann: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen das Fastnachtsspiel aus der andern Welt den gehörigen Spaß gemacht hat. Ich will doch nach den neuesten Reichstagsachen fragen und besonders nach einigen Broschüren, die in dieser angeführt sind; es wäre lustig, wenn wir auch ein Dutzend Xenien in jene Weltgegend werfen könnten.“

Es ist wichtig, daß Goethe, trotz seiner eigenen amtlichen Stellung es wagen wollte, mit Xenienpfeilen in das diplomatische Wespennest zu hohlen. Vielleicht war es Schiller, der ihn von dem Vorfall zurückbrachte, denn dieser scheint damals weniger streitlustig gewesen zu seyn. Eine glückliche Stimmung hatte ihn wieder freundliche Xenien finden lassen, die letzteren interessirten ihn jetzt vorzugsweise und er hoffte, daß der Schluß sehr gut aussallen würde. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Epigramme noch zu vermehren, bat er Goethe durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Malerwerke eine Wandlung anzustellen. „Diese Gestalten leben in Ihrer Seele,“ schrieb er, „und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Es sind um so passendere Stoffe, als es lauter Individua sind.“

Goethe wurde aufgefordert, von den Xenien zu streichen, was ihm aus irgend einer Rücksicht anständig sei, da der Vorwurf eine strenge Wahl gestatte. Demnächst ersuchte ihn Schiller, nichts mehr in das Manuscript hineinschreiben zu lassen, denn er wollte dasselbe an Humboldt mittheilen und dieser konnte durch wechselnde Handschriften leicht auf die Spur der Verfasser geführt werden. Gegen Ende Juni beabsichtigte er, die Sammlung auch Körnern zu übersenden, seit dessen Abreise mehrere Hunderte und nicht der schlechteste Theil entstanden waren. Schillern gelangen damals wieder Distichen von der würdigen und zarten Art; Goethe hatte wohl ebenfalls allerlei Aussichten zur Completirung dieser Sammlung, nur fehlte ihm die Muße, weil er den Wilhelm Meister zum Abschluß bringen wollte.

(Juli.)

So kam der Juli heran; die Zeit, wo der Almanach erscheinen sollte, rückte immer näher und noch mußte die höchst schwierige Redaktion der Xenien vollbracht werden. Goethe gab am 9. Juli sein Gutachten darüber ab, er fand die ernsthaften und wohlmeintenden Epigramme jetzt so mächtig, daß er „denen Lumphunden,“ die angegriffen wurden, mißgönnte, in so guter Gesellschaft erwähnt zu werden. Mitte Juli kam er auf etliche Tage zu Schiller nach Jena, um sich mit ihm wegen des Romans und der Xenien zu besprechen. Das Exemplar der Xenien brachte Goethe selbst mit; doch trat nun für die ganze, schon so weit verzweigte Dichtung eine bedrohliche Phase ein. Schiller mit seinem reizbaren Organ für Ebenmaß und Einklang fühlte sich von den Schwierigkeiten bei der Zusammenfügung so vieler isolirter Theile vollständig übermannt. Weil sich die epigrammatische Masse durchaus zu keiner künstlerischen Totalität abrunden wollte, so fehlte nicht viel, daß er sie ganz zerstückt oder gar vernorfen hätte.

Körner, der das Manuscript sehnlichstig erwartete, empfing am 23. Juli folgende Nachricht von Schiller: die Xenien könne er nicht mitsenden, weil der Buchdrucker ihn dränge, auch sei damit eine Veränderung vorgegangen. Bei der Redaktion habe er nämlich noch große Lücken gefunden, und etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, habe niemand so leicht zu Gebot. Da nun aber auch die Vollendung des Wilhelm Meister sowohl Goethen, als ihm selbst, eine starke Division mache, wären sie beide übereingekommen, die Xenien nicht als Ganzes, sondern zerstückelt, dem Almanach einzuvorleihen. Hierbei werde gewonnen, daß die Distichen, durch Produkte fremder Verfasser unterbrochen, einander weniger Schaden thun könnten; auch lasse sich nun zusammenstellen, was zusammen gehöre, weil man an die Monobistichalform nicht mehr gebunden sei. Die polemischen Epigramme sollten nur durch Chiffren bezeichnet, unter die unschuldigen sollten die Namen gesetzt werden.

Gleichzeitig schrieb Schiller an Goethe und bat, ihm alles

zu senden, was er noch von Xenien habe, da es nun mit dem Druck sehr Ernst sey. Er fügte ein Epigramm als „das Neueste aus Berlin“ bei, welches nicht in den Almanach aufgenommen wurde; es lautet:

Unger über seine beiden Verlagschriften „Wilhelm Meister“ und das Journal „Deutschland“.

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Mußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen;
Die zweite ist, und dann ist alles abgethan,
Wenn selbst des Puschers Werk sie nicht verrufen kann.

Auch gab Schiller dem Freunde die Nachricht: sein vorsähriger Musenalmanach sey in Wien verboten, weshalb sie denn, in Rücksicht auf den lebigen, um so weniger Schonung zu üben brauchten. Goethe ersuchte dagegen, ihm das Manuscript noch einmal zu schicken, da er in den Xenien manche Stellen verändert und fehlende Ueberschriften gefunden habe. Während Schiller diesen Wunsch erfüllte, segte er hinzu: die Aenderungen an dem Ausgestrichenen wären entweder unnöthig, oder sie kämen zu spät, weil dasselbe theils wegbleibe, theils schon gebrückt sey. Die Namen unter den einzelnen Versen bedeuteten nichts, und es sey auch nicht dabei geblieben — eine Bemerkung, welche durch den mitgetheilten Schlussatz des Briefes an Körner vom 23. Juli erläutert wird. Die zur „Eishähn“ gehörigen Xenien hatte Schiller in Ein Gedicht zusammengerückt und hattt alle besonderen Ueberschriften fortgelassen. Er schlug vor, andere Gruppen, z. B. die Newtoniana auf eben solche Weise zu ordnen, wodurch die Mannigfaltigkeit der Formen sich vermehren werde.

Goethe läugnete nicht: es that ihm wehe, daß schöne Karten- und Lustgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und zu einzig,“ sagte er, „als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch so leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciren zu müssen.“ Er hat, seinen Namen so

wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen und wünschte, daß alles wegbliebe, was in ihrem Kreise und in ihren Verhältnissen unangenehm wirken könnte. In der ersten Form habe eines das andere gefordert, getragen und entschuldigt, doch jetzt werde jedes Epigramm nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet, darum wirke es auch nur einzeln für sich. Hierauf erwiederte Schiller: „Sie können sich von den Xenien nicht ungern trennen, als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee, ist der Gedanke, ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen, so reizend für mich gewesen. Aber seyn Sie versichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe.“

Schiller gab gewissenhaft die Motive an, welche ihn zwangen, den gordischen Knoten zu durchhauen. Eine mühsame Redaktion hatte ihn belehrt, wie unübersehlich viel noch manglete, um die Xenien als ein symmetrisches Gebäude herzustellen. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, alle übrige Zeit darauf zu verwenden, so ließ sich doch weder für den satyrischen, noch für den andern Theil eine Vollständigkeit erzielen. Das Werk ein Jahr liegen zu lassen, gestattete das Bedürfnis des Almanachs nicht, auch würden die vielen Unspielungen auf das Neueste in der Literatur dann ihren Reiz verloren haben. Darum müsse man sich schon zu einem veränderten Operationsplan entschließen. Goethe's Name solle sparsam genannt werden; sogar bei dem Cyklus politischer Xenien, wobei man sich gesreut haben würde, ihn zu finden, sey er weggeblieben, weil man dieselben mit denen in Verbindung bringen könnte, welche auf Reichardt gehen. Johann Georg Schlosser, der Schwager Goethe's, sey nie genauer markirt, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erforderet; außerdem würden alle Hiebe wider die Stolbergische Sekte in einem solchen Zusammenhang stehen, daß jedermann Schiller als den Urheber erkennen müsse, der sich mit Stolberg in einer gerechten Feinde befand und keine Schonung zu üben brauchte. Wieland sollte mit der „tierlichen Jungfrau“ wegkommen, worüber er sich unmöglich beklagen könnte, und um Iffland nicht wehe zu thun, war

Schiller bereit, in dem Dialog mit Shakespeare nur Schröder'sche und Kogebue'sche Stücke zu bezeichnen. Uebrigens erschienen die „Obiosa“ erst in der zweiten Hälfte des Almanachs; Goethe würde also, bei seiner nahen Ankunft in Jena, noch alles was ihn gut dünke, hinauswerfen können.

(August.)

Diese Zeilen hatte Schiller am letzten Tage des Juli geschrieben, doch empfand er dabei sehr deutlich, daß eine Verstückelung des Xenienkörpers demselben geradezu an's Leben ging. Er beschließt deshalb die Cache noch einmal und entdeckt nun die natürlichste Auskunft, Goethe's Wünsche und die Convenienz des Almanachs gemeinsam zu befriedigen. Gleich darauf am August erstattete er dem Freunde Bericht, wie ihm guter Rath über Nacht erschienen sey: „Nach langem Hin- und Herschwanken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zerstreckte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in den vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen, unter dem Namen Xenien dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ursprünglichen Natur zurückgekehrt und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“

Goethen freute es sehr, daß Schiller einen Weg ausgedacht,

den Spaß mit den Xenien zu retten. Er erkannte ihn für den ganz richtigen, weil der Kalender hierbei seine regelmäßige Form behielt, sich aber durch Vor- und Nachspiel vor allen andern auszeichnete. Damit nun auch hinsichtlich der ernsthaften Stücke die Idee einer beiderseitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde, band Schiller eine Anzahl philosophischer Xenien, aus Goethe's und seinen eigenen gemischt, in einen Strauß zusammen. Dies ist der Cyklus, welcher die Ueberschrift: „Tabulae votivae“ führt. Goethe fand, daß die ci-devant Xenien sich in solcher Gestalt sehr gut ausnahmen, und erwartete, die ernste Gesellschaft werde einen sehr günstigen Eindruck machen.

Inzwischen erwiederte Körner, bem noch immer ein selbstständiges Xenienbuch vorschwebte, auf Schiller's neuere Mittheilung recht elegisch: „Es ist doch fast schade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanach erscheinen sollen. Ihr werdet gewiß beide die Lust verlieren, sie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Bierde für den Almanach bleiben sie freilich, aber sie wirken nicht mehr en masse.“ Unter'm 15. August schrieb ihm Schiller zurück: „Die Idee mit den Xenien ist nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernsthaften, philosophischen und poetischen sind daraus vereinzelt und bald in größern, bald in kleinern Gänzen vorn angebracht. Die schönsten von diesen kennst Du gar nicht, und wirst Dich sehr darüber freuen. Die satyrischen, welche eine Anzahl von zweihundert und dreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach.¹ Man sieht, daß nachdem noch gegen zweihundert Xenien eingeschaltet wurden. Körner war übrigens mit der getroffenen Einrichtung sehr zufrieden; er meinte, auch die Societät sey ein hübscher Einfall und dürfe nicht aufgegeben werden. Dann fügte er noch die Frage hinzu: „Wann erscheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?“

Goethe langte um diese Zeit in Jena an, brachte wieder

¹ Goethe's Epigramme aus Venedig.

neue Ditschken mit und war bei der Schlussredaktion des Almanachs thätig. So kam denn endlich, nach einem Zeitraum von acht Monaten, die Xentendichtung zu Stande, und jeder aufmerksame Leser wird sich sagen müssen, daß dieselbe nicht etwa bloß ein kecker Wurf des Zufalls oder Uebermutheß, sondern ein vielfach berathenes, sorgsam vollbrachtes Werk sey. Die Rückslücht, mit der man dasselbe behandelte, erstreckte sich bis auf Neuerlichkeiten. So wünschte Schiller, dem Almanach das Portrait des am 12. Mai 1796 verstorbenen Dichters Uz voranzustellen, weil es von Willigkeit und Honnetete zeugen würde, erwiese man diese Ehre einem Poeten aus der alten Zeit. Für den Umschlag des Kalenders machte Goethe den Vorschlag: „Am Ende komponiren wir selbst eine schickliche Bordüre, lassen das Mittelfeld frei, setzen vorne ein ernsthaftes und hinten ein lustiges Xenion drauf, so ist die Sache abgethan und doch wieder was neues.“ Beide Pläne kamen indeß nicht zur Ausführung; dem Umschlag gab man eine einfache Verzierung, zum Titelkupfer ließ man durch Volt eine Terpsichore stechen. Und weil Tübingen von den Franzosen occupirt, auch die Postverbindung dorthin sehr unsicher war, so begann der Druck des Xentenanhangs gegen Mitte August, in der Officin des Herrn Götterdt zu Jena.

Horizonten und Commentatoren.

Im Ganzen brachte der Almanach etwa 660 Distichen, die für den großen Cyklus bestimmt waren. Wie viele einzelne Stücke oder zusammenhängende Gruppen daraus zurückgeblieben sind, das läßt sich auch nur annähernd nicht bestimmen. Im Briefwechsel der beiden Dichter finden sich folgende erwähnt: der Kantianer, ein Xenion von Schiller, welches weiter unten (X. 419) mitgetheilt werden soll (Thl. II. S. 7); Schiller's Parodien auf Homers Gericht über die Freier (II. 17 und 54); ein Epigramm, der Gefährliche überschrieben,¹ das Goethe nach Schiller's Idee machte (II. 37); zwei Distichen: Mittelalter und Individualität, welche ursprünglich noch zur „Eisbahn“ gehörten (II. 157), und einige Xenien, worin Eudämonia vorkam (II. 158).

Wegen der jetztgenannten Distichen bedarf es einer näheren Erklärung. Goethe sendete am 30. Juli die Xenien mit seinen Notizen zurück und bemerkte außerdem: „In Eudämonia haben wir das i lang gebraucht, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht.“ Da sich kaum annehmen läßt, daß die Göttin der Glückseligkeit selbst ein Gastgeschenk erhalten sollte, so gehörten die Stachelverse wohl zum Cyklus der olympischen Gottheiten (vergl. die Anmerk. zu X. 257), und gingen ohne Zweifel auf die Zeitschrift: „Eudämonia, oder deutisches

¹ Ich vermuthe, daß nur der Titel geändert wurde, und daß wir dieses Epigramm in X. 203 besitzen.

Volksglück. Ein Journal für Wahrheit und Recht. Wien 1795." In dem Prospektus dieses Blattes heißt es: unter den Deutschen sey überall keine Tugend mehr zu finden, dagegen sey Gottesverläugnung und Lästerung, Fürstenhaß und schwärmerische Revolutionslust unter ihnen herrschend geworden. Es wird dann "für die heiligste Pflicht" erklärt, alle staatsgefährlichen Personen, Gesellschaften, Verräther, Ruhestörer u. s. w. "bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel aufzusuchen und daraus hervorzuziehen." Hierzu gesellt sich die Versicherung: mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeit, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten. Es zählt Schiller's Räuber nicht nur zu den Vorboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stücks in Frankreich ausbrach. — Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; es ist recht zu bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde, denn auch in der Gegenwart existirt manche Eudämonia, die das „deutsche Volksglück“ durch gehässige Denunciationen gründen will.

Schiller und Goethe hatten von vornherein den Beschuß gefaßt, sich bei der Arbeit so zu verschränken, daß niemand sie ganz auseinander scheiden und sondern sollte. In ihrer Sicherheit neckten sie die „Horizonten“ (X. 91) und verabredeten, jeder von ihnen wolle, wenn er seine Gedichte sammelte, die Xenien ganz abdrucken lassen.¹ Dieß geschah nun freilich nicht, doch werden wir später sehen, daß mehrere Motivtafeln sowohl von Schiller als von Goethe adoptirt wurden, und auch Xenion 12, das VerbindungsmitteL findet sich in den Werken beider Dichter. Im Ganzen wählte Schiller zwei und achtzig für seine Schriften aus (11. 14. 45. 53. 62. 97. 98. 100—112. 180. 288. 309 bis 318. 320—322. 330. 331. 366—368. 371—412.), zu denen Körner sechs andere (12. 31. 136. 181. 293. 329) als Nachlese

¹ Schiller's Briefwechsel mit Humboldt, S. 416. — Briefwechsel mit Körner, III. 324.

gab, während Goethe überhaupt nur sechs von den eigentlichen Xenien (12. 19. 93. 94. 127. 277.) in die „vier Jahreszeiten“ aufnahm.

Nichts war wohl natürlicher, als der Wunsch, bei jedem einzelnen Epigramm auch den Verfasser zu kennen; anfangs mochte derselbe bloß Neugier sehn, doch später ging er aus ernsthafteren Ursachen hervor. Der überlebende Goethe schien der Einzige, welcher das Rätsel lösen konnte; dieser leistete indes den scheukünstlerischen Bemühungen gar keinen Vorschub, und als ihm Zelter darüber schrieb, sprach er sich sogar unwillig aus: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sehn konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sehn! Man müßte wirklich noch tief in der Phantasie stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe II. 42 f.) — Diese Worte des Dichters dürfen aber durchaus nicht buchstäblich genommen werden, und es wird späterhin Veranlassung sehn, um darzulegen, weshalb die Kritik seiner Erklärung kein hohes Gewicht beimessen kann.

Den ersten Versuch, eine *itio in partes* hervorzubringen, hat Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch“ gemacht. Während er von denjenigen Xenien, welche Schiller aufnahm, eine Anzahl unter dessen Namen mittheilt, überläßt er fünf und fünfzig andere an Goethe. Es sind diese aber großenteils Schiller'sche Epigramme, z. B. die ganze Reihefolge wider Nicolai, und Wackernagel sucht sich durch eine kühne Folgerung aus der Affaire zu ziehen: „Ich weiß nicht,“ sagte er,¹ „in wie weit es ein

¹ Vorrede zum zweiten Theil, S. XV.

Irrthum gewesen seyn mag, alle auf diesen Spalten abgedruckte
Zenien für Goethe's Eigenthum anzusehen. Offenbar jedoch hätte
Schiller, wenn sie von ihm waren, eben so wenig zu verläugnen
brauchen, als er andre verläugnet hat, während sich Goethe sicht-
lich nur zu den zahmierend und allgemeiner strafenden hat bekennen
mögen.“ Zum Schluß erbittet Wackernagel sich Belehrung von
denen, die mit der Geschichte des Musenalmanachs von 1797 aus
reichlicheren Quellen bekannt wären, als ihm dafür offen stän-
den, und Gustav Schwab meinte noch 1840: diese Belehrung
würde er wohl schwerlich erhalten können.¹

Die weiteren Forschungen wurden indes nicht aufgegeben.
Karl Hoffmeister benützte ein Brachteremplar des Almanachs, worin
Charlotte von Schiller, des Dichters Gattin, die meisten Epi-
gramme mit einem Sch. oder G. bezeichnet hat, und er ver-
jäumte nicht, im dritten Bande seiner (1840 erschienenen) Nach-
lese zu Schiller's Werken, den Distichen jene Chiffren beizufügen.
Was nun die kritische Werthschätzung dieser Sonderung anlangt,
so benimmt Hoffmeister sich dabei mit auffallendem Schwanken,
das wohl nur aus eigener Unklarheit entspringen konnte. Bei den
Zenien erklärt er: jeder Kenner des Schiller'schen Genius werde
Charlottens Zeugniß unbedingt anerkennen; bei den Botttafeln
will er dasselbe für keine so große Autorität halten, um darauf
hin diejenigen, welche Schiller in seine Gedichtsammlung aufnahm,
an Goethe zu überweisen. Beide Säye mögen richtig seyn, doch
statt ihre Richtigkeit darzuthun, äußert Hoffmeister weiterhin: es
sey wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß Charlotte sogleich im
Jahre 1797 die Chiffren G. und Sch. unter die Verse setzte,
wahrscheinlich aus dem Munde Schiller's selbst, der damals,
was einem Leben angehörte, noch besser wußte, als zwei bis drei
Jahre nachher.²

Frau v. Schiller hat nicht alle Distichen unterzeichnet, aber
Hoffmeister ist der Ansicht: da wir nun, durch eine solche Masse von
Epigrammen, der beiden Dichter epigrammatischen Charakter ganz

¹ Schiller's Leben, S. 562.

² Nachlese III. 92.

genau kennen und überdies mit Schiller's Geistesrichtung, Haß, Liebe &c. innig vertraut sind, so ließe sich, mit Hülfe mancher Andeutungen in dem Briefwechsel, auch bei der Mehrzahl von den übrigen mit großer Wahrscheinlichkeit festsehen, ob sie von Schiller oder Goethe sind, und es würden dann nur noch etwa 50—60 „meist unbedeutende, charakterlose Distichen, besonders viele Uebergangsvorze“ unentschieden bleiben.

Auch Gervinus legte 1841 seine gewichtige Stimme in die Waagschale derjenigen Kritiker, welche eine Theilung für zulässig halten. Er sagt:¹ „In der That ist das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen so klar an sich und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein sehr scharfsichtiger Horizonte dazu gehört, um diesen Ausspruch im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhistorische Gegenstände, auf Reichardt, auf die Zeitschriften, auf die revolutionären Demagogen absondert, und die in Gruppen gestellten, die Flüsse, die homerischen Parodien, die Philosophen, den Thierkreis dagegenhält, der kann auch durch die letzte Zeile hindurch, die die charakteristischen Ecken abschließt, den Charakter doch erkennen.“

An Gervinus reiht sich im Gliede der Separatisten Johann Wilhelm Schaefer an. Derselbe lieferte 1846 einen Aufsatz über die Xenien,² worin folgende bedeutende Stellen vorkommen: „Goethe wies, wie Eckermann uns berichtet, die Entscheidung über das Eigenthumsrecht von der Hand und meinte, man müsse tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Fragen nur die geringste Wichtigkeit legen wolle.“ Allein soll die deutsche Literaturgeschichte wissenschaftlich bearbeitet werden, so kann man auch solche Fragen nicht umgehen, weil im Gebiete der Wahrheit eben nichts klein und unbedeutend ist. Goethe's angebliche Neuherzung: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall,“ widerspricht der Natur des dichterischen Schaffens; jedes wahrhaft poetische Epigramm bringt seine Form schon in der Geburt mit.

¹ Literaturgeschichte V; zweite Auflage S. 452.

² Prus, literarhistorisches Taschenbuch auf 1846. S. 447 ff.

— — Wenn auch, bei einigen, allgemein gehaltenen Epigrammen über die Autorschaft Zweifel erhoben werden können, so ist sie doch bei den besten und schlagendsten mit Sicherheit zu bestimmen. — — Der gründliche Forscher weiß, wie sehr durch solche Einzelheiten das tiefere Verständniß der innersten Natur unserer großen Dichter gefördert wird, ja wie dieses ohne jene kaum möglich ist.“

Man sieht hieraus, daß dieser Schriftsteller, der sich vielfach um deutsche Literaturgeschichte verdient gemacht hat, ebenfalls eine *itio in partes* anzubahnen strebte. Die Chiffren der Frau v. Schiller scheinen ihm bis dahin fremd geblieben zu seyn, oder er wollte sie absichtlich nicht beachten, denn er sucht in den *Votivtafeln* Schiller's Distichen zu ermitteln, ohne jener Chorinatrin irgend zu gedenken. Fast gleichzeitig veranstaltete Schaefer eine Auswahl von Goethe's Gedichten¹ und er führte hier tatsächlich aus, was er dort angeudeitet hatte. In der Vorrede bemerkt er: „Um das Bild der früheren Perioden zu vervollständigen, habe ich einiges aufgenommen, was sich in der Sammlung von Goethe's Werken nicht findet, namentlich eine Lese von Xenien, bei denen die Autorschaft Goethe's unzweifelhaft oder doch wahrscheinlich war.“

Es folgen denn auch, Bd. II. S. 77—84, ein und vierzig Xenien und Schaefer ist ein so ehrenwerther Kritiker, daß es uns von hohem Interesse sehn muß, seine Auseinandersetzung mit Frau v. Schiller's Chiffren zu vergleichen. An den meisten Orten treffen beide zusammen; nur neun Xenien finden sich in Schaefer's Sammlung (1. 2. 41. 43. 49. 114. 129. 150. 207), denen Charlotte ein Sch. beigefügt, und man könnte fast überall die Gründe angeben, welche ihn zu der Aufnahme bestimmt haben. In Bezug auf X. 41, „Jean Paul Richter,” so brachte er damit nutzmäßig in Verbindung, was Goethe unter'm 10. August 1796 an Schiller schreibt (vrgl. die Anmerk. zu X. 424—28). Bei X. 43 schwerte ihm wohl eine andere Briefstelle des Dichters vom 30. Januar vor, worin

¹ Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1846.

der selbe von „brennenden Buchschwänzen“ spricht; bei X. 129, „Liebe von Boß,“ mag ihn die Ähnlichkeit mit einigen Versen in Goethe's Elegie: „Hermann und Dorothea“ getäuscht haben; und X. 150 kann wohl nur auf das Zeugniß der Quartausgabe hin gewählt worden seyn (s. die Anmerk. vor X. 420). Schwer zu begreifen ist es dagegen, weshalb Schaefer das letzte Xenion 414 an Goethe zueignet, da wir doch wissen, daß es Schiller war, der „die Hinrichtung der Freier parodirte, später aber die betreffenden Distichen fortlassen mußte. Wir haben also hinreichenden Grund, das Schlüsepigramm für ein Ueberbleibsel jener Gruppe zu halten; vielleicht zog Schaefer die Eckermann'sche Aussage in Erwägung, wonach Goethe Schiller's Xenien „scharf und schlagend, seine eigenen aber unschuldig und geringe“ nannte.

* Heinrich Vichoff, in seinen „Erläuterungen zu Goethe's Gedichten,¹“ tritt (1847) der Ansicht Hoffmeister's unbedingt bei. Er nimmt die Sonderung der Frau v. Schiller für eine endgültig entscheidende an, und läßt, da die Xenien nicht abgedruckt werden, die Ueberschriften derjenigen 68 Epigramme folgen, welche nach Charlottens Bezeichnung von Goethe herrühren sollen.

Sind uns bisher nur solche Kritiker begegnet, welche sich der Xenientrennung geneigt erwiesen haben, so tritt nun (1849) Heinrich Dünzer kampflustig dagegen auf.² Besonders ist sein Speer wider die Chiffren der Frau v. Schiller gerichtet, denen er höchstens eine sehr untergeordnete Bedeutung zugestehst. Nach Hoffmeister wären diese Buchstaben aus Schiller's eigener Anweisung hervorgegangen; Dünzer will darin nur einen Versuch erblicken, den Charlotte machte, als der Almanach erschien, um die Xenienverfasser zu errathen. Er meint: sie sey dabei auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen, deshalb habe sie viele Epigramme unbezeichnet lassen müssen. Wir finden hier also zwei namhafte Literaten im schärfsten Widerspruch, doch mag zu den entgegengesetzten Urtheilen wohl eine unbewußte und leicht verzeihliche

¹ Band II. S. 240 ff.

² Archiv ic. von Herrig und Vichoff, Band V. S. 172 ff. und 382 ff., wo sich Dünzer's Ansatz über die Xenien findet.

Parteinaahme mitgewirkt haben. Während Hoffmeister, Schiller's geistreicher Biograph, erfreut war, seinem Dichter die schönsten und wichtigsten Epigramme vindicirt zu schen, sträubte sich Dünzer, der unerreichte Commentator Goethe's, diesem legeren so schweren Abbruch thun zu lassen.

Wir werden nun doppelt bemüht seyn müssen, die kritische Wage mit unbefangener Hand zu halten, damit wir ermitteln, nach welcher Seite hin sich ihre Zunge neigt. Zuerst ergibt sich aus der sichersten Quelle, aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, daß dieser seiner Gattin die neuen, eben angelangten Xenien gewöhnlich schon im Manuscript vorzulegen pflegte. Er schreibt im Januar 1796: „Die angestrichenen (Xenien) haben uns am meisten erfreut.“ und am 11. Juni: „Die gestern über-schickten Xenien haben uns viel Freude gemacht.“ Daß Schiller hier von sich und seiner Frau spricht, gibt Dünzer zu, und da jener ihr die Goethe'schen Distichen communicirte, so darf man wohl glauben, er werde ihr seine eigenen nicht vorenthalten haben. Charlotte mußte also bei einer großen Anzahl von Distichen den Urheber genau kennen und ihr Zeugniß ist darum jedenfalls ein schätzbares und Aufmerksamkeit forderndes.

Fragen wir uns aber, ob sie wirklich, wie Hoffmeister annimmt, gleich auf frischer That die Epigramme sortirt habe, so kann man diese Frage unbedingt mit „nein“ beantworten. Im Augenblick des ersten frohen Genießens dachte Charlotte gewiß nicht an eine Zukunft, wo der Gatte ihr die Urheber der Distichen, wenn sie dieselben dann einmal wissen wollte, nicht mehr würde nennen können. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so hätte sie ihn gewiß lieber selbst befragt, als in einen Almanach, und zwar in eines der schnell vergriffenen Prachteremplare auf blindes Glück jene Buchstaben hineinzuschreiben. Wir müssen daher die Entstehung ihrer Sonderungszeichen schon in eine spätere Zeit setzen. Als Schiller von Charlottens Seite geschieden war, lebte sie außerordentlich eingezogen und suchte sich durch tägliche Beschäftigung mit seinen Schriften jene schönen Tage zurückzurufen, wo der Unvergeßliche noch wirkte und waltete.

Nur mag ihr auch wohl die Idee gekommen sehn, Goethe's Dichtchen und die seinigen von einander zu trennen. So weit ihre Erinnerungen reichten, vollführte sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt, aber zuweilen war ihr der Verfasser selbst unbekannt, und der Mann, der ihr Auskunft hätte geben können, lebte nicht mehr. Auf solche Weise blieben manche Lücken stehen und endlich unterbrach sie ihre Sonderung, weil dieselbe nun doch nicht mehr ganz zu vollenden war.

Bei den Xenien, wo persönliche Beziehungen ins Spiel kamen, hatte Charlottens Gedächtniß einen festen Halt. Die Chiffren, mit denen sie dieselben versah, haben sich vor dem forschenden Blick der Kritik durchgängig bewährt. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, die Unterredungen des letzteren mit Eckermann und andere Urkunden warfen manches Licht auf die engverschlungene Dichtung von 1796; allein kein einziges Wort widerspricht den Zeugnissen der edlen Frau, sondern alles verbündet sich, deren Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Dünzer hat es zwar versucht, Frau v. Schiller's Zuverlässigkeit auch hier zu bestreiten; doch muß man gestehen, es ist ihm — trotz seiner umfassenden Kenntniß der Goetheliteratur — nicht ein einzigesmal gelungen. Ja, man erstaunt sogar, wie er überhaupt auf solche Angriffe fallen konnte. Schiller recommandirt Ramdohr, den Verfasser der „Charis,” und Göschens, Thümmels „Stallmeister,” als Xenienempfänger. Hierauf schreibt Goethe zurück: „Wie werden sich Charis und Johann prächtig neben einander ausnehmen!” (s. o. S. 19.) Nun folgert Dünzer: da Goethe schon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben scheint, des Xenientitels Charis Erwähnung thut, so gehört auch die Xenie (119) selbst wahrscheinlich diesem an. — Ein anderesmal erklärt er: die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's oder Goethe's Werke sey nicht beweisend für die Autorschaft. Dennoch muß ihm Xenion 150, das nach Goethe's Tode in die Quartausgabe aufgenommen wurde, aus der späteren Edition aber wieder fortblieb, als Beweismittel gegen Charlottens Bezeichnung dienen.

Viele bedeutende Literaturhistoriker haben eine Sonderang
der Xenien für ausführbar und wünschenswerth erachtet, also ist
es die Aufgabe der Kritik, für diesen Zweck alle Fingerzeige zu
sammeln. Die erste Stelle hierbei muß natürlich das eigene Beug-
niß der Dichter behaupten, so weit sie dasselbe durch Aufnahme
in ihre Werke abgelegt haben. Ganz ohne Prüfung darf man
freilich auch dies nicht gelten lassen, da sie ein Xenion und drei
Motivtafeln beiderseits abdrucken ließen. Dann folgt die Aussage
der Frau v. Schiller, welche überall einer strengen Kritik unter-
worfen werden muß. Ihre Sortirung der Xenien ist bisher
unverlegt stehen geblieben; bei den Motivtafeln verhält es sich
anders und es wird weiter unten Gelegenheit seyn, darauf zurück-
zukommen. Endlich, wo jeder historische Nachweis mangelt,
hat die Kritik das Recht und die Pflicht, mit ihrer Wahrschein-
lichkeitsrechnung anzufangen, ohne eben fordern zu dürfen, daß
man ihre Andeutungen wie Drakelsprüche hinnehmen solle.

Will man die allgemeinen Grundlinien feststellen, wodurch
die Xenien beider Dichter sich unterscheiden, so wird das Urtheil
lauten: Schiller's Epigramme ragen fast durchgehends über die
Goethe'schen empor; treffender Witz, leuchtender Humor, vernich-
tende Satyre erfüllt sie. Er ging, ein ungestümer Streiter,
begeistert in die Schlacht, um alles Falsche, Unschöne und Ge-
meine mit der Wurzel auszurotten, während Goethe's Distichen
— wenn er sie nicht wider Frömmelei oder wider ihm verhaftete
politische Grundsätze richtet — eine gewisse Versöhnllichkeit und
Kälte atmen. Hierin begegnen sich nicht nur alle Andeutungen
des Briefwechsels und Charlottens Chiffren, sondern auch Goethe's
eigene Worte, denn Eckermann berichtet:¹ „Bei Erwähnung der
Xenien rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf
und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe.
Den Thierkreis, sagte er, welcher von Schiller ist, lese ich stets
mit Bewunderung.“ (Vergl. die Anmerk. zu X. 68.)

Aus Hoffmeister's Edition ergeben sich 223 Xenien, die

¹ Gespräche, I. 195.

Schiller's Gattin nach den Verfassern getrennt hat. Zwar sagt er selbst, Charlotte habe 225 bezeichnet, dann vergaß er aber bei zweien die Unterschrift mitzutheilen, und diese sind wohl X. 179 und 218, wo jede nähere Bemerkung fehlt. Von den übrigen stehen noch drei und sechzig in Schiller's und eins in Goethe's Werken. Es würden im Ganzen also 127 Xenien ungesondert bleiben, doch habe ich mir erlaubt, nach sorgsamer Erwägung aller inneren und äußeren Gründe auch diese auf ihren Ursprung zurückzuführen. Um die Ueberlaste zu erleichtern, lasse ich die Chiffren G. oder Sch., wo dieselben von Schiller's Gattin herühren, mit lateinischer Schrift drucken; bei Distichen, welche sich in den Werken der Dichter wiederfinden, erscheinen sie mit deutschen Buchstaben, und sobald sie auf Combination beruhen, sind sie in Klammern eingeschlossen.

Nun würde hauptsächlich noch von den Erläuterungen der Xenien zu sprechen seyn. Die eigentliche Quelle derselben ist schon früher mehrfach benutzt, aber immer ängstlich verschwiegen worden. Sie findet sich in einem Buche, das 1797 erschien und das den Titel führt: „Literarische Spießruthen, oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri.“ Der Verfasser Daniel Jenisch war Prediger in Berlin und wir werden ihn, bei Gelegenheit der Epigramme 178 und 295, näher kennen.¹ Er bestreite sich, Schiller und Goethe an gewaltiger Satyre zu übertreffen, darum gab er die Xenien mit Noten heraus, denen man die Brätenflon anmerkt, wizig seyn zu wollen. Seine platten Natur reichte zwar höchstens bis zur farblosen Ironie, aber wir müssen ihm dennoch für diese Arbeit dankbar seyn. Er deutete nämlich durch einzelne Worte oder Buchstaben den Sinn der Epigramme und klärte dadurch Vieles auf, was später, als jene Literaturepoche schon entfernt lag, wohl kaum noch zu ermitteln gewesen wäre. Nicht selten verwechselte Jenisch indeß die richtigen Namen, theils aus Unkenntniß, theils in ironischer Absicht.

¹ Nachlese, III. 104.

Dann folgte Friedrich Karl Julius Schütz, geboren 1779, gestorben 1844, der die Xenien im dritten Bande von „Goethe's Philosophie. Hamburg 1825“ abdrucken ließ. Schütz wäre ganz der Mann gewesen, dieselben mit gründlichen Erklärungen auszustatten, denn im Hause seines Vaters, des Hofrath Schütz zu Jena, wurden die xenistischen Mysterien gewiß vollständig enthüllt, auch hatte er, zur Zeit jener literarischen Revolution bereits ein Alter erreicht, wo man merkwürdige Ereignisse mit lebhaftem Anteil aufzunehmen pflegt. Mangelte ihm nun aber überhaupt die Fähigkeit zu solchen Arbeiten, oder hatte die unglückliche Verbindung mit der Schauspielerin Hendel-Schütz seine Geisteskrise erlahmt — genug, wir finden in dem Xenien-Commentar, wie er ihn gab, gewöhnlich nur kahle Namen, aus den literarischen Spießruthen ohne alle kritische Einsicht entnommen. Dagegen verdienen die abweichen den Deutungen, welche Schütz hin und wieder anbringt, unsere Aufmerksamkeit, denn bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß es übrig gebliebene Tropfen aus einer guten Quelle sind.

Bedeutend umfassender sind die Noten in dem Büchlein: „Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach, Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig 1833.“ Der ungenannte Verfasser ging mit Lust und Eifer an sein Werk, allein auch er trat allzu deutlich in die Spuren der literarischen Spießruthen und wiegte deren sarkastische Deutungen als ernsthafte Wahrheit. Schützens Commentar war ihm unbekannt; sonst ruht die kleine Schrift auf fleißigen literaturgeschichtlichen Studien und entbehrt nur des rechten Einbringens in den Geist der Xeniendichtung.

Meine Bearbeitung der „Nachträge zu Schiller's Werken. Stuttgart 1839“ brachte, durch des Verlegers Schuld, einen zerstückelten Abdruck der Xenien. Ich gab das Buch in einem viel zu jugendlichen Alter heraus, als daß es auf erschöpfende Gründlichkeit irgend Anspruch machen könnte; doch hatte ich schon damals manche Beziehungen angemerkt, welche von den Erklärem vor mir übergangen waren.

Sowohl Heinrich Biehoff in den „Erläuterungen der Schiller'schen Gedichte (1840).“ als Karl Hoffmeister in seine *Voss. Schiller und Goethe im Xenientkampf. I.* 3 4

„Nachlese (1840),“ ließen sich, bei Auslegung der Zeiten ganz und gar durch die Danziger Edition leiten. Die literarischen Spießruten kannten beide nicht, deshalb geschah es um so leichter, daß sie die falschen Notizen, welche dies Buch verbreitet hatte, ohne Misstrauen nachschrieben. Auch Schützens Glossar ist von ihnen völlig übersehen worden. Bei Viehoff entschuldigt sich das wohl, da er in's Allgemeine eingehen mußte und also unmöglich im Stande war, auf den literarischen Theil der Epigramme vollständigen Nachdruck zu legen. Aber in Hoffmeister's Zeitenerklärung vermisst man durchaus dieseljige Tüchtigkeit und Selbstprüfung, welche dem achtungswertthen Autor sonst eigen sind.

Während ich mit der Redaktion meiner Schrift beschäftigt war, erschien (1849) der oben erwähnte Aufsatz von Heinrich Dünzer, welcher eine Reihe von Berichtigungen und Supplementen zu den vorhandenen Glossarien lieferte. Seine ausgebreitete Sachkenntniß hat ihn großthells das Richtige finden lassen; doch, wenn selbst diesem erfahrenen Schriftsteller hin und wieder Irrungen begegnen könnten, so mußte mich das zu verdoppelter Sorgfalt und Vorsicht mahnen.

Wie viel oder wie wenig in den folgenden Blättern geleistet worden, darf ich vertrauensvoll dem Urtheil des Lesers anheimgeben. Ein Zurückgehen auf die Quellen that noth und ich habe mich demselben mit Gewissenhaftigkeit unterzogen. Meine Arbeit wurde dadurch äußerst erschwert, daß nirgendswo eine Centralbibliothek für die Erzeugnisse des deutschen Schriftenthums besteht, sondern daß dieselben in hundert Büchereien verstreut liegen. Allein die Charaktervorzüge der Deutschen im Einzelnen machen oftmals die Mängel der Allgemeinheit vergessen und so geschah es auch mir. Ueberall, wo ich anklopfte, wurde mir Kunst und Förderung erwiesen, ohne welche mein Buch nimmer den Grab der Vollständigkeit erreicht hätte, in der ich es dem Leser darbiete. Wohl mag dasselbe trotzdem noch manche Lücke enthalten, aber man muß dergleichen Arbeiten doch endlich einmal zum Abschluß bringen, wenn man fühlt, daß man einstweilen nicht im Stande ist, noch etwas dafür thun zu können.

Xenien.

Triste supercilium, durique severa Catonis
Frons et aratoris Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris nos sumus, ite foras.

Die hier als Motto benutzten Verse sind dem elften Buch der Epigramme des Martial entnommen, wo sie im zweiten Sinn gedichte (B. 1—4) stehen.

1. Der ästhetische Chorschreiber.

Halt, Passagiere! Wer seyd ihr? Weß Standes und
Charakteres?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.
Sch.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch
für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.
Sch.

3. Visitator.

Deßnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes
geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von franzöfischem
Gut?
Sch